

(Nachdruck verboten.)

87

Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Mezö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Und dann ging der Zug. Pelle fühlte ein eigenartiges Saugen unter dem Herzen, während er da stand und ihm nachstarrte, als wirble es etwas von ihm mit fort. Es war stets sein Traum gewesen, in die Welt hinauszukommen und sich umzusehen. Seit Garibaldi in der engen Werkstatt daheim in dem Provinzstädtchen auftauchte, hatte er sich darauf gefreut. Jetzt zog Morten von dannen; er selbst kam wohl niemals fort, er mußte sich mit der „Reise ins Ausland“ begnügen, die er gemacht hatte.

Einen Augenblick stand Pelle da und starrte an den Schienen entlang, auf denen der Zug verschwunden war, in schwere Träume vertieft. Aber dann erwachte er und entdeckte, daß er, ohne es zu wollen, dagestanden und sein Heim als Kloß am Bein empfunden hatte. Und zu Hause sahen Ellen und die Kinder sehnsüchtig nach ihm aus, ob er nicht bald wieder kam, während er hier stand und sich von ihnen fortträumte! Sie unternahmen nichts, ehe er da war, denn der Sonntag war ja sein Tag, oder der einzige Tag, an dem sie ihn so recht eigentlich hatten. Er eilte hinaus und sprang auf eine Straßenbahn.

Als er am Endpunkt der Straßenbahnlinie über einen Graben auf das Feld sprang, erblickte er Brun in einiger Entfernung auf dem Fußpfade. Der alte Bibliothekar arbeitete sich mühselig über das ansteigende Land hinaus, jeden Augenblick zwang sein Asthma ihn, stehen zu bleiben. „Er ist auf dem Wege zu uns hinaus!“ dachte Pelle gerührt. Es war ihm bisher niemals eingefallen, wie beschwerlich diese Wanderung über gepflügte Acker und auf schlechten Wegen für den alten Herrn sein mußten. Und dessen ungeachtet legte er sie mehrmals in der Woche zurück, um zu ihnen hinauszukommen und sich nach ihnen umzusehen.

„Ja, da habt Ihr mich schon wieder,“ sagte Brun. „Wenn Ihr meines Gerennens nur nicht überdrüssig werdet!“

„Das hat wohl kaum Gefahr,“ erwiderte Pelle und sahte ihn unter den Arm, um ihm den Berg hinauf zu helfen. „Die Kinder sind ganz veressen auf Sie!“

„Ja, die Kinder, derer bin ich sicher und Deiner auch, Pelle! Aber Deine Frau macht mich unsicher.“

„Ellen ist ein wenig zurückhaltend, aber das ist nur ihr äußeres Wesen, sie hat Sie sehr lieb!“ sagte Pelle warm. „Wer die Kinder auf den Schoß nimmt, hat Ellens Herz eingenommen.“

„Reinst Du das wirklich? Ich habe die Frau immer mißachtet, weil es ihr an Persönlichkeit fehlt, bis ich Deine Frau kennen lernte. Du hast eine seltene Frau, Pelle. Sie ist stark im Wesen, so stark, daß sie mich unsicher macht. Könntest Du sie nicht bewegen, daß sie mich nicht immer Herr Brun nennt?“

„Ich will es ihr sagen,“ antwortete Pelle lachend. „Aber es ist nicht sicher, daß es nützt.“

„Dieser Herr Brun ist mir nachgerade eine unaußstehliche Person geworden, will ich Dir sagen, und da draußen bei Euch möchte ich gern eine Freistätte vor ihm haben. Du sollstest nur ahnen, was es heißt, sich sein ganzes Leben lang mit so einem Herrn herumzuschleppen, der zu nichts in einem innerlichen Verhältnis steht. Andere heißen doch Vater, Großvater, irgend etwas Menschliches; aber mich fertigen alle Verhältnisse des Lebens mit einem Herrn Brun ab! Danke, Herr Brun! Vielen Dank, Herr Brun!“ Der Alte war in verzweifelter Laune, er stieß das Herr Brun mit einem höhnischen Ausdruck heraus.

„Es sind ganz abscheuliche Wege hier draußen,“ sagte er plötzlich und blieb stehen, um Atem zu schöpfen. „Man begreift nicht, daß die Felder hier so nahe an der Stadt liegen bleiben, daß sich die Spekulation nicht meldet!“

„Daran ist wohl das Moor da unten schuld. Aber jetzt haben sie freilich angefangen, es an dem nördlichen Ende auszufüllen, wie ich sehe,“ sagte Pelle.

Brun sah interessiert hinüber, schüttelte aber verzweifelt den Kopf.

„Nein, so weit kann ich ohne Brille nicht sehen, das ist auch eine der Segnungen der Bücher. Ja, das ist es! Die alten Leute auf dem Lande greifen doch nur zu der Brille, wenn sie in ein Buch sehen wollen; aber ich muß meine Zuflucht dazu nehmen, wenn ich mich in der Welt orientieren will, das macht einen großen Unterschied. Die Straßen und die dummen Bücher sind schuld daran, daß ich kurzichtig bin; man hat keinen Blick in die Weite, wenn man nicht im Freien wohnt. Die Stadt verschließt alle unsere Sinne, und die Bücher führen uns vom Leben fort. Darum gehe ich auch mit dem Gedanken um, hinauszuziehen.“

„Ist das wohl richtig, jetzt zum Winter? Sie eignen sich nicht dazu, in allem Wetter in die Stadt hinein- und wieder hinauszufahren.“

„Dann gebe ich die Bibliothek auf,“ erwiderte Brun. Das wird mir keinen großen Kummer bereiten, ich habe genug von meinem Leben dort verbracht. Denk' Dir, Pelle, über Nacht bin ich mir klar darüber geworden, daß ich mich daran beteiligt habe, das meiste von der Weltliteratur zu katalogisieren, daß ich aber nicht einmal gesehen habe, wie ein Kind in Windeln gelegt wird! Welch Nacht haben Leute wie ich, mitzureden?“

„Ich kann das nicht verstehen,“ sagte Pelle. „Mir haben die Bücher so sehr geholfen.“

„Ja, weil Du das Eigentliche hattest! Wenn ich jung wäre, ging ich hinaus und griff mit meinen Händen zu. Mir ist mehr verloren gegangen, weil ich meinen Körper niemals schweißig und müde gearbeitet habe, als Dir, weil Du die großen Klassiker nicht kennst. Ich entdeckte meine eigene Armut, Pelle, jetzt würde ich gern alles hingeben für einen Platz als Großvater in einer warmen Ofenecke.“

Die Kinder kamen über das Feld gelaufen. „Hast Du uns heute was mitgebracht?“ riefen sie schon aus weiter Entfernung.

„Ja, aber, Ihr kriegt es erst, wenn wir in der warmen Stube sind. Ich wage nicht, meinem Rock hier draußen aufzuknöpfen, meines Sustens wegen.“

„Ja, aber Du gehst auch so langsam,“ sagte Svend Trost. „Lust Du das, weil Du so alt bist?“

„Das wird wohl der Grund sein,“ antwortete der alte Mann lachend. „Ihr müßt Euch ein wenig in Geduld üben.“

Aber Geduld war gerade nicht ihre starke Seite. Sie packten ihn beim Rock und zogen mit ihm von dannen. Er war ganz außer Atem, als sie auf der Diele anlangten.

Ellen sah die Kinder streng an, sagte aber nichts. Sie half Brun, den Rock und das Halstuch ablegen und führte ihn auf einen bequemen Sitz im Zimmer. Dann ging sie in die Küche hinaus. Pelle verstand, daß sie ihm etwas sagen wollte und folgte ihr.

„Pelle,“ sagte sie ernsthaft, „die Kinder sind zu dreist gegen Herrn Brun. Ich kann es nicht begreifen, daß Du es so ruhig mit ansiehst.“

„Ja, aber er ist glücklich darüber, Ellen, sonst kannst Du Dir doch denken, daß ich sie bremsen würde. Er will es ja gerade so haben. Und weißt Du, worüber er sich noch mehr freuen würde? Wenn Du ihm anbötest, bei uns zu wohnen.“

„Nein, das tue ich nie im Leben,“ sagte Ellen sehr bestimmt. „Das würde ja sonderbar von mir aussehen.“

„Aber wenn er nun Verlangen nach einem Heim hat, und wenn er uns doch so lieb hat! Er verkehrt mit niemand außer uns.“

Ja — nein, das konnte Ellen doch nicht begreifen, so wenig wie sie zu bieten hatten. Und Brun, der all die Gemütlichkeit laufen konnte, die für Geld zu haben war. „Dann muß ich doch auf alle Fälle neue Bedeckung haben und Teppiche auf den Fußboden und viele andere Sachen.“

„Das kannst Du ja auch bekommen,“ sagte Pelle. „Natürlich wollen wir es so gemütlich haben, wie wir nur können. Uebrigens ist Brun ebenso anpruchslos wie wir selber.“

Ja, das mochte gern sein; aber Ellen war Hausfrau, und es gab Dinge, über die sie nicht hinweg kommen konnte. „Will Herr Brun bei uns wohnen,“ sagte sie, „so soll er es auch gemütlich haben. Aber es ist sonderbar, daß er nicht selbst mit dem Vorschlag kommt; das kann er doch viel besser als wir.“

„Nein, es muß ja gerade von uns kommen, von Dir, Ellen. Er ist ein bißchen bange vor Dir.“

„Vor mir?“ sagte Ellen entsetzt. „Aber es gibt doch keinen Menschen, gegen den ich lieber gut sein möchte! Dann will ich es wohl sagen, Belle, aber nicht jetzt gleich.“ Sie griff sich an die Wangen, sie war dunkelrot vor Freude und Verwirrung darüber, daß ihr kleines Heim so viel wert war.

Belle ging in die Stube hinein. Brun saß auf dem Sofa, Svend Trost auf dem Schoß. „Das ist ein ordentlicher kleiner Kerl,“ sagte er, „aber er hat gar keine Ähnlichkeit mit seiner Mutter. Es sind alles Deine Jüge.“

„Ellen ist auch gar nicht seine Mutter,“ sagte Belle leise. „Ach so. Das ist drollig mit den drei Runzeln auf der Stirn, die er von Dir geerbt hat, sie gleichen den Wellenlinien in Dänemarks Antlitz. Ihr seht aus, als wenn Ihr beide gornig wäret!“

„Das waren wir damals auch,“ entgegnete Belle. „A propos Born,“ fuhr Brun fort. „Ich habe mich also gestern an die Polizeidirektion gewandt und erwirkt, daß sie die Verfolgungen gegen Peter Drejer einstellen, unter der Bedingung, daß er seine Agitation unter dem Soldaten aufgibt.“

„Dazu werden wir ihn niemals bewegen können. Das würde dasselbe sein, als wenn wir ihn bewegen wollten, seine Menschenrechte abzuschwören. Peter Drejer hat es mit großer Selbstüberwindung gelernt, sich parlamentarischer Ausdrücke zu bedienen, und weiter kriegen wir ihn sicher nicht. In der Sache selbst gibt er niemals nach, und darin muß ich mit ihm halten. Darf man das Befiehende nicht einmal mit geistigen Waffen bekämpfen, so hört ja alles auf.“

„Ja, das ist ganz richtig,“ sagte Brun, „er tut mir nur leid. Die Polizei hält ihn auf diese Weise in einem ständigen Zustand der Entzündung, er hat ja keine Freude an seinem Dasein.“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Anthropogeographie des Balkans.

Von Hermann Singer.

Die Anthropogeographie lehnt, daß der Mensch in seiner kulturellen und politischen Entwicklung sehr wesentlich von der ihn umgebenden Natur, d. h. von der Lage und Art seines Wohnsitzes, beeinflusst wird. Je komplizierter also nach Bodenbildung, Vegetation, Klima sein Erdraum ist, umso mannigfaltiger oder verworrener werden die Geschehnisse seiner Bewohner sich gestalten. In diesem Sinne bietet die sogenannte Balkanhalbinsel manches Interessante, deren Völker und Staaten mit ihren Wünschen oder Bestrebungen, Abneigungen oder Zuneigungen das übrige Europa seit Jahrzehnten beunruhigen und gerade jetzt wieder mit der größten Sorge erfüllen.

Ungleich den beiden westlichen südeuropäischen Vorsprüngen ist die Balkanhalbinsel vom Numpfe des Erdteils durch keinen Gebirgswall geschieden, sondern nach Norden weit und hindernislos geöffnet, also wenig geschützt. Dazu fehlt eine zentrale Hochebene, die, wie auf der iberischen Halbinsel, der Herausbildung eines großen politischen Mittelpunktes förderlich gewesen wäre. Die Oberflächengliederung bietet ein Chaos von Gebirgen und Thalebenen, das einer Amalgamierung verschiedenartiger Völkerelemente zu einem großen Staatsganzen widerstrebt und ihre Absonderung begünstigt. Das Alpenystem Mitteleuropas wendet sich an der westlichen Wurzel der Halbinsel in diese hinein, es durchzieht als Dinarisches Haltengebirge in vielen Zetten deren Westen und trennt ihn ziemlich scharf vom übrigen Teil; erst im Süden in Griechenland, vereinfacht es sich zu einer Hauptkette: dem Pinus. Im Osten begegnen wir dem Karpathenystem, das von Osten her unter dem Namen Transylvanische Alpen am Eisernen Tor auf die Donau stößt und südlich von ihr als Balkan wieder die Östlichkeit einschlägt. Von diesem Balkangebirge hat die Halbinsel ihren Namen erhalten, mit wenig Berechtigung; indessen; denn es ist verhältnismäßig unbedeutend, weder durch Masse, noch durch Höhe irgendwie ausgezeichnet. Zwischen den genannten beiden Systemen liegt gesondert eine Gebirgswelt für sich, nach Philippinen die Thrazische Masse, ein verworrenes älteres Gebilde mit den höchsten Erhebungen der Halbinsel.

Die klimatischen Verhältnisse sind mannigfaltig und reich an Gegensätzen, und das Gleiche gilt infolgedessen von der Vegetation. Der westliche Küstenstreifen hat das milde, gleichmäßige Mittelmeerklima und reine Mittelmeervegetation. Im Innern herrscht das kontinentalklima des östlichen Mitteleuropas. Die Januartemperatur fällt sich unter Null; in Sofia hat man bis 31 Grad beobachtet, obwohl es nur wenig nördlicher liegt als Rom. Die Sommerwärme aber bleibt hoch, in Bukarest und Sofia etwa

22 Grad. Auch die Vegetation des Innern ist die des südöstlichen Mitteleuropas. Die Ostseite der Halbinsel endlich ist viel kälter und trodener, als die Westseite und zeigt den Uebergang zum Steppencharakter Süd-Russlands und Vorderasiens. Die gelegentlichen starken Winterfröste unterdrücken die immergrüne Flora des Mittelmeeres, und andererseits können hier infolge des trodenen Sommers die Laubhölzer Mitteleuropas zumeist auch nicht mehr fortkommen.

Hiernach mangelt es der Halbinsel an großen gleichgearteten Räumen, und die Folge davon ist eine weitgehende ethnographische und politische Zersplitterung. Im Altertum waren die ethnographischen Verhältnisse noch ziemlich einfach. Im Osten saßen thrakische, d. h. indogermanische Stämme; im Westen die ihrer Herkunft nach noch immer rätselhaften Illyrier, die Vorfahren der heutigen Albaner; in der Mitte der hellenischen oder hellenisierten Magedonier; an den Küsten griechische Kolonisten. Unter der römischen Herrschaft wurde diese Bevölkerung nördlich vom Balkan romanisiert, südlich davon gräzisiert, während die Illyrier von diesem Prozeß ziemlich unberührt blieben. Bevor sich hier aber unter dem Einfluß Roms geschlossene Nationen, wie die französische oder spanische, bilden konnten, traten die Wellen der Völkerwanderungsperiode von Norden her störend dazwischen. Die ersten Eindringlinge, Goten, Hunnen, Avaren, verschwanden freilich bald wieder, ohne sonderliche Spuren zu hinterlassen. Um so mehr indessen veränderten dann die slawischen und uraltaischen Wellen der Serben und Bulgaren das Völkerbild. Die Serben überzogen dem Westen und hielten sich hier; die sarmatischen, von der mittleren Wolga kommenden Bulgaren eröffneten sich den Osten, verfielen aber der Slawisierung und büßten dabei sogar ihre alte Sprache ein. Kämpfe der Serben und Bulgaren untereinander und mit Ostrom erfüllten den größten Teil des Mittelalters, schüttelten die Balkanvölker hoffnungslos durcheinander und bewirkten das heutige Völkergewirr, das im Rahmen der geographischen Gliederung nur gewissermaßen erstarre, in Permanenz blieb, indem die losgerissenen Glieder nicht mehr dem Weg zur Vereinigung mit dem Rumpfe fanden.

Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts eroberte der kleine Türkenstamm der Osmanen die Halbinsel und unterwarf alle ihre Völker — die christlichen „Rajahvölker“ — mit Ausnahme des serbischen Stammes der Montenegriner seinem harten Joch. Dieses Joch erstreckte für lange Zeit die nationalen Unterschiede der Balkanvölker oder wenigstens deren Neuzerungen. Man könnte meinen, es müßte der rücksichtslosen türkischen Herrschaft ein Leichtes gewesen sein, im Laufe der Jahrhunderte die Balkanvölker unter zwingender Befehung zum Islam zu einer Nation und einer politischen Gemeinschaft zusammenzuschweißen, sie sich unlöslich anzugliedern; tatsächlich ist das aber nicht geschehen, nicht einmal ernstlich versucht worden. Ueber die Gründe dafür hat R. v. Mach wie folgt geurteilt: „Der Stolz der Eroberer, die einer dienenden Herde bedurften, um das Land zu bebauen, die Verschiedenheit der Religion und namentlich die Gleichgültigkeit der türkischen Herrschaft, die sich wenig um Dinge kümmerte, die nicht sogleich dem Halbmonde gefährlich zu werden drohten, sind die Ursachen dieser Erscheinung. Hätten die Türken ernst in die Zukunft schauen wollen, so würde sich ihnen der Gedanke aufgedrängt haben, die gesamte Rajah dem Islam zuzuführen und durch türkische Schulen zu Osmanen zu machen. In früheren Jahrhunderten war dies leicht möglich. Indessen nichts davon geschah; die wenigen mohammedanisch gewordenen Slaven und Griechen, endlich die in ihrer Mehrzahl zum Islam übergetretenen Albaner sprechen noch heute ihre eigenen Sprachen und verstehen häufig weder den türkischen Beamten, noch den arabisch den Koran lesenden Mollah. Einigt diese nichttürkischen Mohammedaner und die echten Osmanen wenigstens der Glaube an Allah und Mohammed, und bilden sie heute noch eine zuverlässige Kriegerstaff für den Bestand des türkischen Reiches und für die Herrschaft des Halbmondes, so führt von der christlichen Rajah zu dem Beherrscher des Landes keine Brücke, wenigstens keine freiwillig gebaute Brücke.“

Das heutige Völkerbild der Balkanhalbinsel ist also im wesentlichen dasselbe wie zu Beginn der Türkenherrschaft. Seine Buntfärbigkeit ergibt sich aus einer kurzen Uebersicht. Im Nordosten saßen und sitzen die Rumänen, rein äußerlich romanisiert und durchweg christlich. Zu ihnen gehören auch die weit abgesprengten Rußwalachen oder Zingaren in Mazedonien. Ebenfalls christlich sind die Bulgaren geblieben, die den Osten der Halbinsel bewohnen und in großer Zahl (1/4 Millionen) auch außerhalb des heutigen Königreiches in Mazedonien leben, wohin sie im Verlaufe ihrer Kämpfe mit den Griechen gelangt sind. Einige hunderttausend Bulgaren — im heutigen Königreich — waren zum Islam übergetreten, bekennen diesen noch jetzt und heißen Pomaken. Im Nordwesten haben wir die Serben (und Kroaten), die wir außerhalb der jetzigen Königreiche Serbien und Montenegro in großen Massen auch in Bosnien und im türkischen Sandschak Novi-Basar vorfinden. Sie sind teilweise Mohammedaner geworden. Auf die Serben folgen im Süden die Albaner, die ihr Volkstum sehr rein erhalten haben, in großer Zahl Befenner des Islam geworden, im übrigen griechisch- und römisch-katholische Christen sind. Sie machen der türkischen Regierung seit Jahrhunderten Schwierigkeiten, fühlen sich aber trotzdem als getreue Untertanen des Sultans. Im Süden wohnen die Griechen, aber sie reichen nordwärts nach Mazedonien hinein und sitzen zerstreut an zahlreichen Punkten der Halbinsel. Sehr schwach sind nur die Türken, das lange herrschende Volk, vertreten; in dich-

terer Menge finden sie sich nur bei Konstantinopel, zerstreut besonders in Thrazien ansässig. Italiener, spanische Juden, Armenier, Tataren (in der rumänischen Dobrudscha) und Zigeuner vervollständigen das ethnographische Bild, kommen aber weder an Zahl noch an Bedeutung den übrigen Elementen gleich.

Die Erschöpfung der kriegerischen Kraft und politischen Macht der Türken seit dem Frieden von Karlowitz, 1699, führte im Verein mit dem Erstarken ihrer großen christlichen Nachbarstaaten dazu, daß allmählich die christlichen Völker der Türkei zur Staatenbildung schritten. Dabei ergab sich natürlich die Schwierigkeit, die politischen Grenzen der Staaten mit den Nationalitätsgrenzen in Einklang zu bringen, und unmöglich war das dort, wo die Nationen durcheinandergewürfelt saßen. Dabei kollidierten nicht allein die Ansprüche der neuen christlichen Balkanstaaten mit den Interessen des türkischen Reiches, sondern auch untereinander. Besonders große Gegensätze, die schon aus vor-türkischer Zeit datieren, bestehen zwischen Bulgaren und Griechen, die mit den Waffen der Schule im türkischen Mazedonien gegeneinander kämpften, jetzt aber doch gemeinsam gegen die Türken Front machen. Die serbischen Schmerzen gleichen denen Bulgariens und werden dadurch verschärft, daß dem Königreich Serbien der Anteil am Meere fehlt. Sie könnte aber nur Oesterreich wirksam lindern; aus der Haut der Türkei sind für die Serben keine großen Riemen mehr zu schneiden. Jetzt sieht nun die europäische Türkei einer von allen Seiten angegriffenen Ruine ähnlich; sie hat in den Nationalitätenkämpfen der Balkanhalbinsel nur noch zu verlieren, nichts mehr zu erhoffen.

Neue Erzählungsliteratur.

Harz Frank: Als Bagabund um die Erde. (Verlag Rütten u. Loening, Frankfurt a. M.) Die nicht spärliche Literatur der Globetrotter- und Bagabundenbücher hat der jüdisch-amerikanische Student Frank durch diesen ungeschminkten Bericht eines abenteuerlichen Wanderjahres um ein Buch voll praktischer Anregungen und interessanter Betrachtungen vermehrt. Besonders wertvoll der didaktische Wand durch die wirklichkeitsgetreue Schilderung sozialer und proletarischer Verhältnisse, in die Frank in seiner Maske als Landstreicher überall klaren, oft schmerzlich klaren Einblick gewann. Der Verfasser unternahm die Weltreise, um den Nachweis zu liefern, daß ein gesunder, vorurteilsfreier Mann auch ohne Geld sich aufmachen könne, um die Erde, die fernen Länder kennen zu lernen. Seine Ausrüstung waren Sprachkenntnisse, arbeitswillige Hände und ein Kodak, der ihn freilich öfter in Lebensgefahr brachte, so als er den Friedhof in Damaskus und den Juggernauttempel in Puri knipfen wollte. Seinen Lebensunterhalt, die Mittel zum Transport hat er sich durch hartes Arbeiten im Abend- wie im Morgenlande erungen. Da der Hauptzweck seiner Untersuchungen den Lebensbedingungen der armen und ärmsten Schichten galt, hat er während der ganzen Reise keinen Verlußt gemacht, über den Stand eines gewöhnlichen Arbeiters hinaus anderen, sozusagen bürgerlichen Verhältnissen zuzustreben. So war er nach-einander Matrose, Viehhirte, Ziegelfreier, Gärtner, Sekretär eines griechischen Patriarchen in Kanby, blinder Passagier auf englischen Transportdampfern, Bettelbrieffschreiber zu Füßen Otto Bias, des Meisters der deutschen Bettelbrieffschreiber Gilde in Kairo, Stromer und Freigast in den Gorbongärten von Ceylon, flämischer Soldner in den Dschungeln, Plantagenkuli auf Baumwollfeldern Amerikas und Reisfeldern Japans. Einzelheiten des Weges überließ dieser freiwillige Proletarier der Landstraße dem Zufall und besonderen Umständen. Die brachten ihn zu berühmten Städten, ebenso oft in stille Weltwinkel, die dem Wädeler-Touristen und blasierten Weltreisenden stets unbekannt bleiben. Was Frank im einzelnen erlebte, liest, beobachtet, mag man selbst in dem Buche, das eine Stätte in deutschen Arbeiter- und Volksbibliotheken verdient, nachlesen. Die Quintessenz seiner sozialen Erkenntnis nach der Umreifung des Erdballs als verachteter Landstreicher und mittellos kämpfender Proletarier ist keine neue. Er fand eben überall das sorgsam aufgebaute und von Eisen und Gesezesmacht behütete System der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, der Ausbeutung der Arbeit und der Unfreiheit der Produzenten. Die Halbkulturländer unterscheiden sich in diesem Brutalitätsystem wenig von den Kulturländern. Auch der Bureaucratensystem läuft den gleichen Trott in Japan wie in Hannover, der unfittliche Grundlag: Besitz gibt Recht treibt in Indien, im Lande der Pyramiden und im Lande der Mitternachtsionne dieselben ungeheuerlichen staatlichen und gesellschaftlichen Blüten, wie im deutschen Polizei- und Militärstaat.

Felix Moeschlin: Der Amerikafahrer. (Sarasin, Leipzig.) Mit diesem Bauernroman reißt sich Moeschlin unter die Dichter, die die Papierpoesie, die enge, einseitige, ich-süchtige Literaten-Weltanschauung überwunden haben und fest im Leben, im brausenden, brandenden Leben der Arbeit, Entwicklung, Technik, wirtschaftlichen Umwälzungen stehen. Sein neuer Roman strotzt geradezu von lebendigen und wirtschaftlichen Problemen, und während Frank in seinem Reiseroman Geschautes nur notierte, ohne an soziale und wirtschaftliche Fragen wägend und theoretisch heranzugehen, beschäftigt sich Moeschlin direkt mit den ins Leben greifenden Problemen, freilich nur in Illustration seiner Ansichten. Da kommt ein in Amerika auf struppellose Weise reich gewordener Amerika-Johann, ein erzschlechter, mit allen Wassern gewaschener Kerl, etwa

das Mustereemplar der üblen Kreuzung aus „Amerikanismus“ und knideriger Bauernschlauheit in das hinterweltlerische und hinterwäldlerische arme schwedische Heimatsdorf Appelskiff zurück. Und zeigt den Bauern, daß das Dorf erblühen wird wenn der Wald fällt. Er laßt ihn den Wald- und Holzrecht ab für großen Kaufschilling, baut einen Kaufladen im Dorf, verführt ihre Töchter und bringt so scheinbaren Segen, vielmehr Fluch aber als leibhaftiger Dämon der Zivilisation in die Niederungen altschwedisches lagers Bodenbestellung. Geldgier, Kaufladenanbetung, Fremdenindustrie und Schachergeist beginnen zu herrschen im Dorf, und die Dampfjäger zerschneiden den geeigneten Wald in industrielle Bretter und Stüde. Der neue Bauer wird habgierig gemacht, pietätlos, so daß er seine alten eingeseffenen und vererbten Volkslustergewinne, gemalte bunte Decken, tüchtige Bauernmöbel, bleiverglaste Fenster, Truben und Nationalattrachten völlig dahingibt, weil ein „Appelskiffer Bauernkulturverein“ all dies alte Kulturgut als gewinnbringende Bauernkunst herausputzt. So schließt sich die Korruption ins Dorf, nur ein paar alte kernige Charakterköpfe bleiben unberührt vom Handelsgeist des Amerikafahrers, von jenem Geist des Betruges, der sich mit der bodenständigen Arbeit des Bauers und seiner eigentlichen Mission nicht verträgt und den Bauer untauglich macht. Die beiden festen Alten, die sich vom Volkskulturverein nicht anfechten lassen, ihren Grundbesitz nicht dahingeben für momentanen Gewinn und treu der alten Tradition bleiben, zeigen der, geschädigten Gemeinde, daß Glück und Reichum aus inneren und Bodenquellen stammen, daß alles andere nur Trug und Schein ist. Was im Buche auf schwedischem Boden vorgeht, könnte natürlich auch auf deutschem Boden geschehen, es ist ein klug geschriebenes Warnungs- und Ermahnungsbuch mit sozialem Ein- und Ausblick.

Jacob Wassermann: Der goldene Spiegel. Erzählungen in einem Rahmen. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Der goldene Spiegel, ein kostbares Kleinod, soll dem gehören, der die beste Geschichte erzählt, und so ist ein Strauß von verschiedenartigen Geschichten zustande gekommen, deren jede in ihrer Art als ein Musterbeispiel der Erzählungskunst bezeichnet werden darf. Wassermann hat sich in seinen bisherigen Büchern seit langem als ein feiner Kopf, ein Denker, der nicht an der Oberfläche haftet und vor allem als ein glänzender Stilist dokumentiert. Seine hier zusammengestellten Erzählungen tragen den Stempel aller der genannten Vorzüge, sie sind gleichsam ein Destillat auf Fabulierkunst, Formtalent, plastisch wirksamer und gefeilter Sprache. Dunte Romantik, pulsende Wirklichkeit, das farbige Reich der Abenteuer, hier blüht es auf und entführt den Leser durch die starke Gestaltungs-kraft aus der Nüchternheit des Alltags. Alles wird Leben, und was den Geschichten ihren besonderen Wert gibt: es sind Latmen-schiffe, die innerhalb des vom Dichter geschaffenen Rahmens unser Interesse packen und fesseln. Es sind keine Romane und Schreibstilgestalten, keine blutleeren Gespinste einer bleichen Phantasie, es sind blut-warme, in die Atmosphäre des Dichters gehobene Menschen, die hier mit Taten, Gedanken und Gefühlen in Aktion treten, an die das Erlebnis, das Abenteuer, das Schicksal herantritt. Aber was mir dies Buch einer Reihe von kunstvollen Erzählungen noch reizvoller macht, sind die Gespräche und Reflexionen, die der Zuhörerkreis nach jeder Geschichte an das Gehörte knüpft. Hier erst zeigt sich Wassermanns psychologischer und philosophischer Geist und ich glaube, daß es ihm auch in der Hauptsache auf diese geschliffenen Argumente, diese Kulturäußerungen, diese Glossen und Rand-bemerkungen ankam! Da werden Handlungen und Empfindungen zergliedert, Meinungen ausgetauscht, wie sie Anatol France in seinem Pariser Salon mit seinen Anhängern über Leben und Menschen, Werke und Dinge der Natur ausgetauscht und gepflegt; da wird der Salon der Romantiker und der französischen Enchlopädisten in das Buch verlegt. So gibt der goldene Spiegel nicht nur unterhaltsame Vorgänge, erfreut nicht nur durch die Reife seines Darstellungs-vermögens, er gibt auch Anregungen, Bewegung des Geistes. Ein Kulturbuch im besten Sinne.

Johannes Schlaf: Mieke. Der Roman eines freien Weibes. (Georg Müller, München.) Johannes Schlaf, der einst mit Arno Holz die Fahne des Naturalismus vorantrug, auch den Sozialismus auf seinem Programm hatte, ist inzwischen ein stiller, müder Mann geworden. Er hat das Kampfhandwerk niedergelegt, aber das Dichterhandwerk will ihm auch nicht mehr so recht gelingen. Das schlimmste, was einem Buche passieren kann, ist, wenn man nicht weiß, was der Dichter eigentlich gewollt hat. Dieser Roman eines freien Weibes kann eine Satire sein auf das freie Weib (eine sehr zahme und versteckte zwar), er kann aber auch diese Mieke ernst nehmen, dieses wetterwendische Geschöpf, das nicht weiß, was es eigentlich will. Mieke ist Proletarierkind, schön natürlich und begabt; ihre Schönheit verschafft ihr im Handumdrehen den Millionärssohn der Stadt, aber die Ehe, die ihr an irdischen Gütern alles gewährt, macht sie nicht glücklich. Ist's das „freie“, was in ihr rumort, das ihr den Mann, die gesellschaftliche Stellung vererbt? Man merkt in Schlafs Gestaltung nichts von der Individualität dieser Mieke, die in der Hauptrolle als am Geschick Leidende als eine Art Märtyrerin hingestellt wird. Ihre vorhergehenden Inwendigkeiten lassen sie den ersten Mann verlassen und mit einem Mägen durchgehen. Aber auch dieser und sein Dunsfries ist nicht das, was das „freie Weib“ sucht. Mieke verläßt auch diesen und landet endlich bei einem stämmigen Gutsherrn, mit dem sie in die neue Welt zieht und dort in Amerika eine Familie begründet. In der Art, wie Schlaf den Lebensgang dieser ganz mollusken und

unklaren Frau gezeichnet hat, wendet sich der Leser unwillkürlich gegen diese Verkörperung des Halbwillens, des Halbwissens und des Halbcharakters — aber dann schlägt das Buch mit einem Briefe der endlich ans Ziel gelangten Mieke, und in diesem Schreiben liegt die Gestalt, die viel eher Anlaß zur Fronte geben könnte, wieder als sogenannte tiefe Natur da, die sich im rechten Mann gefunden und deren ganzes Leben ein Streben nach dem wahren Glück gewesen.

E. Gräfin zu Reventlow: Von Paul zu Pedro, Amouresken. (Albert Langen, München.) Wenn man bei Schlaf das Gefühl hatte, daß ihm Frauenpsychologie kein allzu vertrautes Gebiet ist, muß man bei diesem Erkenntnisbuch der Reventlow staunen, wie hier die Seele des „modernen, des freien Weibes“ erlirnt und bloßgelegt ist. Freilich hat hier das Wort freies Weib eine etwas andere Bedeutung. Es ist die erotische Freiheit, die die Briefschreiberin in natürlicher Beleuchtung rückt, die schöne Vielfältigkeit der Liebe hier so einfach menschlich und doch so geistvoll als Recht der Frau proklamiert. In Briefen an einen Seelenfreund analysiert sie ihre „Amouren“, ihre Gefühle, ihre „Freiheit“ in Erotik. Jenes Wort, das die allerunmöglichsten Leute im Munde führen, um ihre unsympathischen und obskuren Erlebnisse damit zu schmücken, es kommt in der Auffassung der Reventlow wieder zu Ehren in jenem heidnischen und doch göttlichem Sinne, der die Verechnung und Zwede der Prinzipienmenschen ausschließt und nur dem schönen Augenblick lebt. Wo der Augenblick dann auch geadelt wird durch die Intenrität des Gefühls und die Hingabe an das Gefühl und volle „Entsündigung“ bedingt. Es ist keine Kolottenliteratur, dieses grazios geschriebene, mit Charme durchflochtene, von Ironien umspielte Weichbändchen einer Liebeskünstlerin, die in ihrer geistigen Anlage den Freudenpenderinnen der Antike gleichzukommen scheint, es sind Aufzeichnungen, Betrachtungen, Sentenzen einer Frau, die das Leben auch in seiner dunkelsten Seite kennen gelernt hat und auf ihre Art eine Kämpferin ist. Fast auf jeder Seite dieser charmanen Plauderei über Liebe und Verwandtes, dieser ehrlichen, mutigen Berichte einer unerschrockenen Lebensführung spielt das Soziale und wie paradox es klingen mag, ein tiefer, sittlicher Ernst mit hinein, über allen aber thront das Natürliche. Eine Priesterin des Natürlichen predigt hier die Reventlow ihr Evangelium der Selbstbestimmung auch in geschlechtlichen Dingen, skizziert mit sicheren Strichen die „Hintergründe“ ihres Lebens, die Hintergründe, die ihr beinahe zu Abgründen wurden, als sie eine Freigewordene, ihr väterliches Schloß verließ und sich dem erbarmungslosen Leben in die Arme warf. Man horcht auf über die vielen feinen Bemerkungen, die so den Kern der Sache treffen, man genießt den Stil einer Kömmerin. Lächelnd unter Tränen, satirisch mit geheimen Weh, immer klug und von jener Selbstsicherheit getragen, die dem Vortragenden seine innere Wahrheit, seine warme Diktion und seine flüssige Eleganz gibt.

Adrej Vjeh: Die silberne Taube, Roman. (Mitten und Boering, Frankfurt a. M.) Dieser Roman bringt eine Reihe Kulturbilder aus Rußland und erinnert in seiner Gestaltung an die Art Hermann Bangs. Wie dieser fesselt auch der russische Autor am meisten durch den Impressionismus, mit dem er Geschautes und Erlebtes zu Papier bringt und vor dem Leser anschaulich, lebendig, von innigem Reiz umflossen wiedererleben läßt. Daß ein Student in russischen Bezirken in eine Sektierergemeinschaft, genannt die „silberne Taube“, gerät, die einen mythischen und revolutionären Zweck verfolgt, darin ist seinem Suchen nach Wahrheit und Befriedigung enttäuscht bleibt und zuletzt von fanatischen Mitgliedern als eine Art Verräter gemordet wird, hätte schließlich wenig Belang für den deutschen Leser, wenn eben nicht um das Hauptthema ein Gerant von überaus interessanten volks- und landespsychologischen Schilderungen geschochten wäre. Diese Schilderungen sind von einer auffallenden Hellstimmigkeit und überdies in ihrer bunten Mannigfaltigkeit und Verschlungtheit von bestechender Eindrucksraft. Der Autor ist ein Bildner von seltener Plastik und Uebung, den Lesern seine Bilder lebensvoll, farbig, gleichsam vierdimensional zu übermitteln. Denn neben den realen Linien des Bildes ist auch die vierte Dimension fühlbar, das ist das Seelische des Bildes, ist das Suchen einer Wahrheit, an die der Mensch glauben kann, neben dem geschilderten Leben, dem hingemakten Dorf, den getreu gezeichneten Menschen steht ihre geheime, unverstandene, unerfüllte Sehnsucht, die Tragik nicht des Dstens allein, die Tragik aller fühlenden Menschen.

Herbert Eulenberg: Neue Bilder (Bruno Cassirer, Berlin). Andere Bilder sind es, die Eulenberg lebendig werden läßt. Ein so reger, leicht entzündlicher und begeisterter Kopf begnügt sich nicht mit dem für einseitige Schriftsteller vollkommen genügenden Ringkampf mit den Göttern und Teufeln des Theaters, er geht auch tapfer sozialen Problemen zu Leibe, er interessiert sich für die fragwürdige Ethik des deutschen Strafgesetzbuches, er schreibt vortreffliche literarische Essays. Seine bereits in 11. Auflage vorliegende Fibel für Kulturbedürftige: „Schattenbilder“, hat bewiesen, daß Eulenbergs geistige Interessenwelt weit gespannt ist, daß er die nicht allgemeine Kunst besitzt, als Dichter, nicht als Literaturgeschichtsdreier und Kunsthistoriker Kulturgrößen in schillernden, greifbar lebenden Bildern vor unserem Auge neu erstehen zu lassen. Und das neue „Bilder“-Buch, in dem er u. a. Bürger, Hölzerlein, Lenau, Kleist, Grabbe, die Droste, Balzac, Stendhal, Bertraine, Dickens, Lassalle, Stauffer-Bern, H. v. Bülow, Mozart, Beethoven und Wagner behandelt, zeigt von neuem sein Geistesvermögen, den Charakter der porträtierten großen Persönlichkeiten aus der

Ideenwelt des Betreffenden selbst, aus Selbstgesprächen, Visionen, aus Zusammenhängen mit seiner Zeit- und Kulturperiode mit wahrhaft schöpferischer Kraft zusammenzusetzen. Sicherer als Wahr versteht er es, in fremde Hälte zu schlüpfen und fremdem Wesen sich seelisch und geistig zu assimilieren. Man sehe daraufhin vor allem die Schattenrisse des unglücklichen Malerrevolutionärs Stauffer-Bern, oder des an gottähnlicher Selbstbeweihräucherung fast erstickenen „größten Menschen seit Christus“ Richard Wagner an. Wo Wahr in ähnlichem Feuilletonist bleibt, ist Eulenberg durch und durch Dichter. J. V.

Schutz den deutschen Paradiesvögeln!

Von Professor E. G. Schillings.

Durch die deutsche Presse geht ein Bericht des kaiserlichen Bezirksamtes Friedrich-Wilhelms-Hafen in Deutsch-Neuguinea über den in Folge der Ermordung des Jägers Peterson notwendig gewordenen Strafzug gegen die an der Mordtat schuldigen Eingeborenen. Das Dorf Demari wurde nach diesem Bericht eingekerkert und fünf Verurteilte getötet. Die Expedition währte vom 21. bis 26. Juni und ließ eine Abteilung zurück, um weitere Strafakte vorzunehmen. Es wirft dieser Bericht ein schlagendes Licht auf die im Sinne des Naturschutzes höchst traurigen Verhältnisse in Deutsch-Neuguinea. Nicht zum erstenmal war es so notwendig, gegen Eingeborene vorzugehen, die (höchst begreiflicherweise) mit den Paradiesvogeljägern in Konflikt geraten waren. Man muß sich fragen, ob nicht durch derartige Vorgänge und die großen Kosten, die durch diese Strafzüge entstehen, die als Rechtfertigung der Abschachtung der Paradiesvögel oft angeführten Polizeinmaßnahmen, die aus der Ausfuhr der Paradiesvogelbälge sich ergeben, illusorisch gemacht werden.

Glaubt man in Deutschland tatsächlich, die Ansicht vertreten zu können, die Paradiesvögel in wenigen Jahren ausrotten zu dürfen? Weshalb hat die englische Regierung jede Paradiesvogeljagd und -Ausfuhr aus Britisch-Neuguinea gänzlich verboten? Einfach aus dem Grunde, weil sich die unbedingte Notwendigkeit eines solchen Verbotes ergeben hat. So wie sich jetzt — zu spät vielleicht — diese Notwendigkeit für Ginchillas und neuerdings für Zobel für ganz Rußland ergeben hat. Auf dem diesjährigen deutschen Kolonialtag in Hamburg mußte man es erleben, daß als so ziemlich der einzige wirtschaftliche Wert Deutsch-Guineas die Paradiesvogelvernichtung hingestellt wurde, auch hörte man dort, daß der Gouverneur Deutsch-Neuguineas die Konzession der Paradiesvogelvernichtung neuerdings an die Uerbarmung von je 50 Hektar Land geknüpft habe. Stehen dem Gouverneur keine anderen Mittel zu Gebote, Land kultivieren zu lassen, als durch die Ausrottung — ich wiederhole: Ausrottung! — der Paradiesvögel? Eine „Schonzeit“ während einiger Monate des Jahres soll ersaunlicherweise von den im Innern des Landes tätigen „Jägern“ respektiert werden. . . . Wer überwacht diese Maßnahme und wie wird sie überwacht? Was soll sie nützen, da doch der Paradiesvogel sein vom Handel als Damenschmuck verlangtes Prachtkleid genau wie der Reiher nur zur Damenzzeit trägt?

In einem von der „Modistin“ im Mai dieses Jahres verbreiteten Sonderabdruck finden sich folgende Ausführungen des Bezirksamtes Friedrich-Wilhelms-Hafen: „Soweit die Angriffe, die sich gegen den Federhalm auf Damenhüten richten, behaupten, daß der Paradiesvogel ausgerottet werde, handelt es sich um eine starke Uebertreibung. . . . Es ist richtig, daß die Jagd auf Paradiesvögel, als die Preise dafür stiegen, einen großen Umfang angenommen hat. Das Jagdgebiet ist aber so weit, daß von einer Ausrottung in absehbarer Zeit keine Rede sein kann. Die Ausfuhr betrug 1911 4306 Bälge.“ Ich möchte fragen, worauf das kaiserliche Bezirksamt diese, einem Blatt, welches lediglich die Interessen des Federhandels in diesem Falle vertritt, erteilte Auskunft gründet? Ist es dem Bezirksamt unbekannt, daß die Verbreitung der einzelnen Paradiesvogelarten eine örtlich stark begrenzte ist? Ist es dem Bezirksamt unbekannt, daß einzelne Arten schon als ausgerottet gelten? Ist es ihm unbekannt, daß kein einziger Paradiesvogel aus dem benachbarten Britisch-Neuguinea mehr ausgeführt werden darf? Ich kenne einen Fall, wo eine Dame, die in Deutsch-Neuguinea Verwandte hat, in der Zeitung Angebote über zu verlaufende Paradiesvogel machte. Dieser Fall gibt mir zu denken, vielleicht auch den Lesern dieser Zeilen.

Es wäre gut, wenn die Deffentlichkeit und auch unser Parlament diesen Dingen ihr Interesse zuwenden. Soll der Bund für Vogelschutz, soll ein solch vortrefflicher Kenner wie Oberstudienrat Professor Dr. Lampert auf dem Internationalen Heimatschutztag in diesem Jahre umsonst den endlichen Schutz dieser Herrlichkeiten der Schöpfung gegen habgierigen Vernichtungswahn gefordert haben? Darf eine kleine Händlergruppe und leider auch viele Europäer in Deutsch-Neuguinea fortfahren, sie für immer aus dem Buche des Lebendigen zu streichen?